

Von Hans Ludw. Kofegger.

Es ist heute modern, die Lebensgeschichte von Menschen zu schreiben; man beginnt dabei nach einem bewährten, von der Natur selbst empfohlenen Rezept mit der Geburt und läßt dann das Leben abspalten, bis der Tod kommt.

Der kommt immer zum Schluß; zuweilen von selbst, zuweilen vom Autor bei den Haaren herbeigezogen. Ich kenne genau die Prozedur eines solchen Menschenlebenromanes, denn in der Schublade meines Schreibtisches liegt auch so ein getriebenes Ding.

Wenn man einem zweibeinigen normal oder pathologisch veranlagten Wesen einen, zwei — drei, ja vier engbedruckte Bände schenkt und den oft sehr fragwürdigen Helden vom ersten Seufzer begleitet, dann ist es wohl auch gerechtfertigt, einem Hunde eine kurze Skizze zu widmen. Zumal Hunde oft nicht unbedeutender an Größe, Kraft, Charakter und Intelligenz sind als dieses oder jenes Geschöpf aus der Menschenwelt.

Nach dieser Einleitung wage ich meinen Helden vorzustellen: Namen besitzt er keinen. Er war und ist für mich einfach „der Hund“, und ich hoffe, daß, da für das Tierreich noch nicht ganz so strenge polizeiliche Vorschriften bestehen wie für Angehörige des Menschenreiches, die Namenslosigkeit keine fatalen Folgen nach sich zieht.

Der Hund war ein Findling. Eines Morgens nämlich fuhr an meinem Landhause ein eleganter Wagen vorbei, in dem ein sehr vornehm aussehender Herr lag und eine Zeitung las, neben ihm auf dem Sitz ein kleiner, ganz junger tollpöcher-schwarzer Reufundländer und blinzelte ein paar Mal zu seinem lebenden Genossen, der jedoch keine Notiz von ihm nahm, bis der kleine Schwarze mit der Tasse seinem Begleiter über die Hand fuhr und dabei das Unglück hatte, diese zu zertrümmern.

Ein ganz nebenbei passender Zufall scheinbar, aber er sollte für das Hundebaby verhängnisvoll werden — sein Herr, vielleicht erschrocken durch die plötzliche Berührung und zornig über die Schramme, verstand die Lieblingstollpöcher als pöchernd und packte den armen kleinen Sünder beim Fell, schwenkte das Tierchen in der Luft und schleuderte es brutal auf die Straße.

Und der Wagen fuhr weiter. Da lag nun das Hündchen im Staub, der sein schwarzes, glänzendes Fell putzte, und aus dem Maul rann ihm das Blut. — Bewegungslos lag es da. — Ihn eilte hin und dachte, der Hund mußte sich todgelassen haben und trug ihn vorsichtig in mein Zimmer. Da schlug das tierliche, niedliche Ungeheuer, dessen Liebe sein Herr so falsch verstanden hatte, die dunklen Augen auf und leckte meine Hand, daß über sie ein Strom seines roten Lebensblutes floß. — Damit war unsere Freundschaft besiegelt.

Das Tierchen erholte sich bald, und schon nach einigen Tagen spazierte es vergnügt in meinem Garten herum.

Und damit begannen die Klagen der Nachbarn — die kleine schwarze Bestie mit dem treuerhigen Blick wuchs zusehends, und zugleich nahm ihr Thätendrang beunruhigend zu. Binnen drei Monaten beschlachte ich vier Hosen, drei Röcke, acht Paar Strümpfe, einen Rosenkranz und fünf Hüter, an denen der Hund sich vergreifen haben soll, aber ich vermute, daß jeder, der mit seinem Eigentum oder mit der Bewachung fremden Gutes Unglück gehabt hatte, meinen Hund dafür verantwortlich machte, dem man sogar unterschob, er hätte — damals ungefähr ein halbes Jahr alt — ein Lauffuhrwerk zertrümmert. Auf meine beschiedenen Einwendungen, dies sei doch nicht recht wahrscheinlich, und der Richter habe sich vielleicht getäuscht, remontrirte eine Dame aus dem Volke sehr entschieden: „So a Viech, das sein Herr fast todgelassen hat, kann a an großen Leiterwagen umschmeißen.“ — Da die Angelegenheit anging, weitere Kreise zu ziehen und die Polizei anzulocken, bedachte ich die bis heute noch nicht aufgeklärte Streiffrage durch den Ankauf eines neuen Gefährtes, Troßdem wuchs die ungnädige Stimmung gegen den Hund im Dorfe — Nachts sollten seine Augen leuchten und der Raden Feuer sprühen; im Nachbarort schrie man ihm die Schuld für ein an Klauenfeuche verendetes Kind nach zu.

Deshalb nahm ich meinen lieben vierbeinigen Freund in einer stillen Stunde vor, erklärte ihm, daß ich ihn zwar nicht für alles das schuldig hielt, das seine Feinde gegen ihn ausfannten, aber er könne doch bei einiger Ehrlichkeit nicht leugnen, daß seine Begehrlichkeit nach Sophaquäfen, Tischfüßen, Teppichfransen, nach fremder Leute Kleidungsstücken und nach dem Helle rauschlaffigen Strahlenföter das Maß des Erlaubten überstiege, und eine gewisse Selbstbeherrschung jedem, der auf soziales Leben angewiesen sei, unbedingt zu empfehlen und vonnöthen wäre.

Meine leise, eindringliche Rede schienen den gewünschten Erfolg gehabt zu haben, denn mein gutes schwarzes Tier setzte besänftigt die Augen und ließ die fettigen Ohren niedergedrückt hängen. Wirklich in der nächsten Zeit hörte ich keine Klagen über den Hund,

und als ich neulich einen Heuschäbber zu besagen bekam, den der „Schwarze“ — angezündet haben sollte, dachte ich besänftigt an ein Wort meines Schulkameraden Georg, das besagte: „Wenn Jigener in Orte sind, stiehlt die ganze Bevölkerung.“

Der Schäbber kostete fünfzig Kronen.

Als ich zahlte, sah mich der Hund verständnislos an.

Aber dann kam die Katastrophe.

Ein ruppiger Schuljunge, der sich nicht des besten Leumundes erfreute, fand eines Abends Vergnügen daran, meinen schwarzen langhaarigen Genossen mit Steinwürfen zu traktieren, und ehe ich noch Gelegenheit und Zeit fand, zu intervenieren, war dem an seiner feinen Verfolgung ganz unschuldigen Hund die Geduld schon ausgegangen und in widerrechtlicher Selbstverteidigung (ein Thier hat nach allgemeiner Ansicht kein Recht, dazu!) rief er dem Angreifer mit den scharfen Zähnen ein Stück Haut aus der Wade.

Der betroffene Jüngling schrie wie am Spieß, obgleich seine Wunde ebenso verdient wie unschuldig war, und ich ließ mich in meinem durch den Gedanken an die kommenden Blatereien erwiderten Zorn zu einer vorschnellen ungerechten Handlung hinreißen und schlug das arme Tier.

Das sah mich unendlich traurig an und ging schweigend und langsam fort. — Und kam eine ganze Woche nicht wieder.

Ich hatte Angst um ihn und Sorge und machte mir schwere Selbstvorwürfe wegen meiner Rohheit dem armen Hund gegenüber, der nichts gethan hatte, als seine ewigen, unveräußerlichen Hunderechte zu schützen.

Meine Nachbarn erklärten, aufzukommen, obgleich ich sah, daß ihre Lebensunterhaltung durch den Wegfall der früher von mir gezahlten Schmerzens- und Schadenersatzgebühren bedeutend um schlechteren geworden wurde.

Eines Abends besuchte mich der Hund. — Nur einen Besuch stattete er ab. — Lange blickten wir uns in's Auge; ich verstand, was er sagen wollte. „Freund“, sagte er in seiner Sprache, „wir haben einander lieb, sehr lieb sogar, aber ich weiß, daß meine Anwesenheit dir nur Schwierigkeiten und Mühsal bereitet, daß die ganze Menschenwelt sich zwischen dich und mich drängt, daß man uns nicht versteht und mich verleumdet. Bewiß bin ich kein Engel, ich weiß das genau, aber ich bin nicht so schlecht, wie mich die Leute machen. Und du wirst dich, mein Menschenfreund, doch endlich von deinen Genossen umstimmen lassen. — und wirst aufhören, mich zu lieben.“

Ich senkte besänftigt meinen Blick und sah ein, daß er recht hatte. „Deshalb“, fuhr mein schwarzer Genosse fort, „deshalb wollen wir Abschied nehmen, um unsere Liebe zu bewahren. Leb wohl, mein Guter, ich danke dir für alles, was du mir gethan; ich werde dich nie vergessen. — leb wohl! Werde glücklich. — ich werde dich von Zeit zu Zeit auffuchen.“

Dann ging er, langsam den Kopf zur Erde geneigt, und eine Thräne rann über sein treues, behaartes Gesicht. — Und ich meinte wie ein Hund.

Thatsächlich kam mein Genosse schon ehemals jede Woche einmal zu mir, legte seine Pranke still und sinnend auf meinen Arm und leckte meine Hand.

Wenn die Dämmerung einbrach, ging er wieder.

Aus dem Dorfe hörte ich keine Anlagen mehr; nur betarrnte es sichlich.

Die Jäger jammerten über die Abnahme der Hasen im Walde; ich verschwieg vorsichtigerweise, daß mein Freund dort hauste.

Als das schwarze Jottelthier eines schönen Tages ein kleines Menschenmädchen, das sich beim Brombeersuchen im Dickicht verlaufen hatte und in den tiefen Moortümpel fiel, muthig aus dem Moraste zog und heimführte, waren alle Leute des Lobes über ihn voll, und ich fragte den braven Retter, ob er nicht zu mir heimkehren wolle. — niemand werde mehr zwischen ihm und mir stehen. — Er schüttelte das Haupt. „Lieber Freund, du kennst die Menschen nicht — sie sind undankbar.“

Ich fürchte, Hund sind keine schlechten Menschenkennner.

Ueber Nacht war der Herbst über das Land hereingebrochen; die marte Sonne verband sich mit ihm, färbte die grünen Blätter purpuroth und dörrte die Nadeln der Fichten und Tannen aus, und als sie ihr Werk gethan, sauste der kühlte West über die Wiesen und Felder und Wälder und raffte von den Sträuchern und Bäumen, was er erhaschen konnte.

Da war es, daß der Gemeindegewer des Ortes von einem tranten Wachtelhund meldete, der im Unterlande sein Wesen trieb und wüthend Menschen und Thiere ansohle.

Das war mir zur Einleitung verflücht. Wenige Tage nachher sah man Strohmische vor den Thoren und an allen Pfählen aufstehen, was ins Deutsche übersetzt bedeutet, daß der Schinderhannes alle Hunde, die ohne Weiskorb umherliefen, zusammenfange und erwürge.

Ich dachte an mein gutes, schwarzes Jottelthier, das in der Wildniß hauste und die neue Verordnung nicht lesen konnte. Aber ich nahm mir fest

vor, meinen lieben Freund, wenn er mich das nächste Mal auffuchen würde, bei mir zu behalten und besetzte einen weichen Maulkorb, um ihn vor Verfolgung zu schützen.

Das ging nun freilich anders, als ich dachte. Der Hund trotzte eines Abends in mein Zimmer, doch statt seine Pranke auf meinen Arm zu legen, folgte er mich vorsichtig am Kermel und führte mich mit sich.

Wie ein Verbrecher schlich ich im Dunkel an seiner Seite über die Felder dem Walde zu. Mein Begleiter ohne Korb um die feuchte Schnauze mußte mir Wichtiges zu zeigen haben. So oft ein schwarzer Schatten aus der Nacht auftauchte, fuhr ich zusammen — wenn es der Schinderhannes wäre mit der Schlinge und dem Knüttel. Aber immer täufelte ich mich; kein menschliches Wesen begegnete uns.

Und tief im Walde erfuhr ich das Geheimniß meines treuen Hundes. Unter einem Felsen auf welchem Moos hatte er seine Wohnung aufgeschlagen — und ein schwarzes Ehegeschloß gewählt, das mit ihm sein lustiges Zimmer theilte. Die Gattin lag nun da, wohl zugedeckt und schaute mich erwartungsvoll an, und bald wußte ich, warum mein Freund mich gerufen; sein Weibchen war gestürzt und dabei ein Bein entzweit worden. Vorsichtig nahm ich mein Taschentuch, kühlte den Bruch mit Wasser der nächsten Quelle und sorgsam richtete ich einen Nothverband her. Dann sagte ich „Gute Nacht“, wünschte baldige Besserung und versprach am nächsten Tag nachzusehen.

Bis zum Waldrand begleitete mich mein Hund; er erzählte ihm von der neuen Vorschrift. Weil seine Frau krank war, konnte ich ihm freilich nicht zumuthen, über die treue Zeit zu mir zu ziehen, doch versprach ich, für ihn und seine Gefährtin einen leichten Weiskorb zu besorgen, der sie nicht allzuweit hinderte.

Als Antwort theilte er mir in der stummen Hundesprache mit, sein Weibchen erwarde Kindersegen, und für die wilden Früchte, die im Walde streifen, brauchten sie beide die scharfen Zähne ohne Zwang zur Abwehr; so einigten wir uns, daß das Ehepaar noch Genesung des Beinbruchs gemeinsam sein Zeit bei mir aufschlagen sollte.

Dem Spätherbst folgte der frühe Winter.

Erwig grau und schwer schoben die Wolken einander über das Thal; die kahlen Bäume ragten mürrisch empor.

Jeden Morgen schlich der schielende Schinderhannes durchs Dorf; in der Linken verbergte er listig eine Drahtschlinge, in der Rechten schwang er den eisenschlagenen Knüttel. Und wenn der Bodenarrbige ein Hündchen ohne Korb erblickte, lockte er das arglose Thier süß und falsch an sich. — und dann war es geschehen.

Nach überriefelte es kalt, dachte ich an meinen Freund, wenn man ihn fände. —

Alle Abende trotzte der Langhaarige zu mir, und vereint suchten wir seine Gattin auf; der Bruch wollte nicht heilen und langsam nur wuchs der geprenzte Knochen zusammen. Einmal schien es mir auf dem Weg, als streife eine Gestalt an uns vorbei, klein, ruppig, wie der böse Schuljunge, der damals auf den Hund die Steine geworfen hatte und den dieser an der Wade gerissen. Bevor ich genau zusehen konnte, war der Schatten zwischen den Bäumen verschwunden.

Am nächsten Abend wartete ich vergeblich auf den schwarzen, vierbeinigen Freund. Und der Nachbar erzählte, Schinderhannes sei mit dem Jungen, dem das Jottelthier einmal in die Beine gefahren, gegen den Wald geflucht. Voll von bösen Ahnungen eilte ich auf dem kürzesten Weg am Bach vorbei, über Steine und Felsen zum Heim des Hundes.

Mit zerschmettertem Schädel, eine Drahtschlinge um den Hals, den Leib aufgerissen, lag die schwarze Gattin auf dem fürsorglich geschichteten Moosteppich, die treuen gebrochenen Augen starrten in Todesangst auf acht süße, niedliche Kinderchen — erwürgt wie sie. — und das Blut der todtten Mutter neigte ihr seidenweiches Fell. —

Hier war nicht mehr zu helfen, und athemlos rannte ich durch den Wald, meinen Freund zu retten — ich wußte, die Mörder waren auf seiner Spur.

Von der kahlen Lichtung aus sah ich den Kampf auf dem Stoppelfeld. Der ruppige Junge, der Judas, lief schreiend zum Dorf, und das schwarze Jottelthier hing dem Schinderhannes am Hals, seine Krallen rissen dem Blatternarbigem die Haut in Fetzen, und die Augen des Hundes glühten. In der Hand des Mörders seiner Frau bligte ein Messer — Stieh auf Stieh senkte sich in die Brust meines Freundes.

Als ich bei ihnen war, bei dem blutenden Menschen und dem sterbenden Thier, hatte der Kampf schon geendet.

Jammern hinkte der Mörder fort. Ich legte den Kopf meines armen Freundes in meinen Schooß, sagte ihm liebe Worte und streichelte sein zermartertes Fell. —

Lange und ernst saßen mich die im Tode flackernden Augen an und erzählten mir die furchtbare Geschichte.

Auf dem Weg zu mir hatte er den lauter Weiskorb seines Weibes gehört. — aber als er leuchtend zu seinem Hause kam, war alles schon vorbei, sein Blick hingeschlagen, seine

Hoffnung erblüht. — Erst auf dem Felde holte er die Verbrecher ein, die ihm sein alles genommenen.

Das Ende hatte ich mit ansehen müssen.

Und wieder, wie damals, da ihn eine brutale Faust in den Strahlenhaub geschleudert hatte, ruhte der Kopf meines Hundes an meiner Brust, seine zerfetzte Pranke strich über meinen Arm, die blutende Junge schmeichelte meiner Hand.

Langsam und langsam ging der Athem, stockte der Puls. Wir sprachen kein Wort und verstanden uns doch. —

Zum letzten Male lohnte die kühlte Sonne auf, und zum letztenmal leuchtete ein Funken im gebrochenen Auge meines schwarzen Freundes. Die Nacht brach an. So ist mein Hund gestorben.

Psychologie des Kindes.

Eine Humoreske von Julius Knopf.

Kanzleirath Mengers lehnte sich beaglich in den bequemen Grobdatersstuhl, zündete sich ein Pfeifchen an und paffte, daß der Rauch in dicken Schwaden durchs Zimmer zog. Die Abenddämung war aber auch vortrefflich gewesen. Sein Bruder Karl hatte aus Münster einen echten westfälischen Schinken gesandt, und so konnte man sich's leisten, die dünn geschmierten Butterbrote einmal tüchtig mit Schinken zu belegen. Ach, das hatte geschmeckt, wie schon lange nicht in diesen theuren Zeiten! Der Kanzleirath hatte tüchtig hineingebauten, ungeachtet der entsetzten, vorwurfsvollen Blicke seiner treuen Gesponsin.

Jetzt sah sie am Tisch, auf dem die alte Petroleumlampe ein unsicheres Licht ausstrahlte, und stridte, allem Brauche gemäß, ein Paar neue wollene Strümpfe an. Den Familienbedarf an diesem schätzbaren Beleidigungsmaterial bedachte Frau Ida selbst, da sie von fabrikmäßig hergestellten, im Laden käuflichen Strümpfen nicht viel hielt.

Andächtige Ruhe — ein Engel ging durchs Zimmer. Nur das leise Puffen des Tabakrauchers und das geschwächte Klappern der Stricknadeln.

Endlich hub Frau Ida an, „Ernst“, sagte sie, ihr Lieblingsbegrüßungsausspruch, „nun wird's aber hohe Zeit, daß unsere Paula endlich unter die Haube kommt. Alle ihre Schulfreundinnen heirathen, nur sie bleibt spin. Sieh einmal her!“ Sie reichte ihm einen eleganten Karton. „Diesen Brief da hat die Abendpost gebracht.“

Der Kanzleirath las. Die Verlobung ihrer einzigen Tochter Käthe mit dem Fabrikbesitzer und Leutnant der Reserve. — Er hielt im Lesen inne. „Ist doch kein Wunder, daß sich die Käthe verlobt hat, bei der Masse Geld, die sie mitbringt. Knüttel! Unsere Paula freilich —“ er seufzte — „knapp die Aussteuer können wir ihr geben.“

Frau Ida nidde, sorgenvoll beständig. „Darum müßt Du Dich endlich mal ernstlich bemühen, daß sie einen Mann bekommt.“

Der Kanzleirath lächelte ironisch. „Woher nehmen und nicht stehlen?“

„Das ist Deine Sache!“ trumpfte die erregte Frau und Mutter auf. „Paula muß einen Mann bekommen, Paula muß heirathen.“

„Na, ich kann sie doch nicht heirathen“, warf Mengers ein.

Frau Ida sah ihn zürnend an. „Du bist brutal, Mengers. Wie kann man eine so ernste Sache ins Lächerliche ziehen. Wenn Du klug wärest, so wie andere Männer, dann hättest Du schon längst einen jüngeren Kollegen in unser Haus gezogen. Aber Du — mit unendlicher Verachtung musterte sie ihn — „mit Deinem Gehirnschmalz kann man nicht einmal die Stullen schmierern. Du bist so feif wie ein Gelatinepudding, geradezu abstoßend bist Du gegen die jungen Leute. Wenn sich Einer in unser Heim verirrt, sahst Du da wie ein Delaßige und lästest die Zeitung, anstatt Dich mit ihm zu unterhalten und den glücklichen Familienvater zu martieren. Liebenswürdigkeit kostet nichts, und Grobheit macht sich oft theuer bezahlt. Du hast eben die jungen Leute abgeschreckt.“

Gebüddig hatte der Kanzleirath den Wortschwall über sich ergehen lassen, dann schüttelte er gutmüthig den ergrauten Kopf und beschwichtigte: „Liebe Ida, in Deinem Seelenlabirinth finde ich mich nicht zurecht. Ich bin mir bewußt, der beste Gatte und Vater zu sein — aber deshalb vor den jungen Herrn zu dienen — nicht zu machen! Was gehen mich fremde Menschen an! Wenn ich Abends nachhause komme, dann will ich meine Ruhe haben, nicht aber mit gleichgültigen Zeitgenossen schwätzen.“

„Ach, Du bist ein Ekel!“ trumpfte Frau Ida auf.

Gleichmüthig philosophirte der Rath: „So ist's; — wenn man die Wahrheit sagt, triegt man den Fiebelbogen an den Kopf.“

„Aber Mengers, auf diese Weise wird unsere Paula nie zu einem Manne kommen und sitzen bleiben, ewig und zwei Tage. Ja, wenn wir noch Geld hätten, dann würden wir Freier so'n Ekel von Schwiegervater mit in den Kauf nehmen — aber so!“ In höchstem Unwillen erhob sie sich, legte den angefangenen Strumpf auf den Tisch und marschirte durchs Zimmer, um das innere Gleichgewicht wieder zu erlangen.



Wittve: „Heute könnte ich eigentlich die Trauerkleider schon ablegen... aber meinen Arthur habe ich zu sehr geliebt... ich gebe noch acht Tage zu!“

Behaglich paffte der Kanzleirath weiter.

„Aber, liebe Ida,“ beglittigte er sie endlich, „gib Dich zufrieden. Glaube mir, es wird schon noch einer kommen, der sich in unsere Paula verlobt.“

„Versteht!“ lang es höhnisch zurüd. „Da kannst Du lange warten. Es verlobt sich niemand.“

„Habe ich mich nicht in Dich verlobt, liebe Ida? Du hattest doch auch keinen Mamon.“

Frau Kanzleirath war nicht zu überzeugen, sie blieb skeptisch. „Ja, das war damals. Heutzutage, bei den hohen Fleischpreisen, verlobt sich keiner mehr, da sind die jungen Herren vorsichtiger geworden. Sowie es sich um die Ehe handelt, wird der idealste Jüngling zum nüchternsten Rechenmeister. Also, Mengers, bleibe mir weg mit der Liebe, damit löst Du keinen Hund vom Osen. Nein,“ trumpsfte sie wieder auf, „wir mühen uns ganz energisch um einen Mann für Paula bemühen. Und sei es durch Heirathsvermittlung.“

„Verr!“ Den Kanzleirath schüttelte es. „Wo bleibt da die Poesie des Lebens? Uebrigens, liebe Ida,“ fragte er ablenkend, „wo ist denn eigentlich das „corpus delicti“, ich meine unsere Paula?“

„Zum Vortrag; heute ist der letzte. Sie hört doch beim Doktor Schwarz einen Vortragszyklus über die Psychologie des Kindes.“

„Böbhin!“ murzte der Rath, „wo sie selbst noch gar keine Kinder hat und —“

„Sie interessiert sich eben dafür,“ unterbrach ihn Frau Ida, die sich wieder an den Tisch setzte und fortfuhr, ihren Strumpf zu stricken.

„Eine ganze Menge junger Mädchen hört über die Psychologie des Kindes beim Doktor Schwarz.“

„Nachdem ich sah, der alte Kanzleirath vor sich hin. „Ist er denn solch hübscher Mensch, dieser Doktor Schwarz?“

„Unsere Paula meint, er sei ein reizender, interessanter junger Mann.“

Mengers nidde verständnislos. „Also darum so viele Hörerinnen, die sich für die Psyche des Kindes erwärmen.“

Entrüstet blidte die Frau Rath von ihrem Strumpf auf. „Du wilst damit doch nicht etwa sagen, daß unsere Paula —“

Wieder drohte ein ehelicher Sturm durch das gemüthliche Zimmer zu fegen, da hörte man die Thüre schließen.

„Aha, unsere Paula!“ schmunzelte der Alte, und ein Lächeln des Stolzes flog über sein verwittertes Gesicht. „Na, Alte, bede nur gleich für das Mädel; das Kind wird mächtigen Hunger haben, nachdem sie ihren Wissensdurst gelöscht hat.“

Mißbilligend erhob sich Frau Kanzleirath. Mengers, Dir ist nichts heilig, Du bist ein unverbesserlicher Spötter. Du besitzt eben zu wenig Gemüth, um Dich für die Psychologie des Kindes, des Heiligsten auf der Welt, zu erwärmen.“

Sie ging ans Büffet, um Tassen und Zeller herauszustellen, und herein trat, frisch und rosig anzusehen, mit freudbelübenden Augen, das Jantobjett, die unverhehlte Paula Mengers. Hinter ihr erschien ein junger Mann auf der Blöße, der verlegen an seinem steifen Filzbut drehte.

„Mütterchen,“ rief Paula, „bede nur gleich für einen lieben Gast mit, Herr Doktor Schwarz möchte auch mal Onkel Karls westfälischen Schinken probieren.“

Ueber des Kanzleiraths Antlitz zog ein Wetterleuchten; ihm schwante etwas. Gegen seine Gewohnheit zeigte er sich gegen den fremden Mann sehr

liebenswürdig und nöthigte ihn flugs auf einen Stuhl.

„Also Sie sind der Doktor, bei dem unsere Paula den Unfinn über die Psychologie des Kindes gehört hat?“ fragte er höflich.

Der Doktor erröthete sanft. „Aber allerdings, ich — ich lese darüber. Aber daß es Unfinn ist — opponirte er schüchtern.“

„Natürlich,“ warf der Alte ein, „insoffern, als unsere Paula nicht heirathen will, also das Kind und seine Psychologie —“

„Aber Mäterchen,“ fragte ihn Paula resolut, „woher weißt Du denn, daß ich alte Jungfer zu bleiben gedente?“ Ermuthigend lidte sie den Doktor an, der sich ein Herz faßte, sich räusperte und anhub: „Herr Kanzleirath! — Frau Kanzleirath,“ wandte er sich an Frau Ida, die gerade den schönen Schinken schnitt, „bei dem westfälischen Schinken muß ich an den westfälischen Frieden denken, der Deutschland die Ruhe wiedergab. Schinken, parbon, schenken auch Sie mit den Frieden des Herzens und — also kurz und bündig: Herr Kanzleirath, Frau Kanzleirath, ich habe die Ehre, Sie um die Hand Ihres Fräulein Tochter zu bitten. Paula und ich — wir Beide sind nämlich einig. Die Psychologie des Kleinen hat die Herzen der Großen zusammengeführt.“

Statt aller Antwort fragte Mengers: „Können Sie denn eine Frau ernähren?“

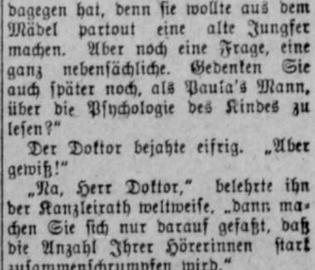
Frau Ida wurde blaß ob der Taktlosigkeit ihres Altes, der die schöne, romantische Stimmung so ruchlos zerstörte. Doch der Doktor schien durchaus nicht verstimmt zu sein, denn er gab eine erschöpfende und befriedigende Auskunft.

Der Kanzleirath lächelte vergnügt. „Na, dann nehmen Sie die Paula; notabene, wenn meine Frau nichts dagegen hat, denn sie wollte aus dem Mädel partout eine alte Jungfer machen. Aber noch eine Frage, eine ganz nebenbei. Gebenten Sie auch später noch, als Paula's Mann, über die Psychologie des Kindes zu lesen?“

Der Doktor bejahte eifrig. „Aber gewiß!“

„Na, Herr Doktor,“ belehrte ihn der Kanzleirath weltweife. „dann machen Sie sich nur darauf gefaßt, daß die Anzahl Ihrer Hörerinnen stark zusammenschrumper wird.“

Sichere Wast.



Er: „Welche von diesen beiden Probe-Photographien wirst du bestellen?“ Sie: „Natürlich diejenige, worauf alle meine Freundinnen mich am wenigsten hübsch fanden!“

Das Einzige.

Dame: „Sie müssen also kein Mittel gegen Sommersprossen?“

Art: „Nein.“

Dame: „O, ich möchte aus der Haut fahren!“

Art: „Das wäre allerdings das Einzige, was helfen würde.“